Die deutschamerikanische Dichtung.

Von **Dr. H. H. Fick,** Cincinnati, O.

Die Neigung zur Poesie ist ein Grundzug der Menschennatur. Sie ist weder an Ort noch an Zeit, weder an Stand noch an Geschlecht gebunden, sondern im vollen Sinne des Wortes irdisches Gemeingut. Auf die Dichtung passt voll und ganz der Vers Schillers in seiner reizenden Allegorie „Das Mädchen aus der Fremde":

„Sie teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus!"

Beeinflusst vom Singen und Sagen werden aller Herzen weit, die Augen leuchten und die Pulse schlagen höher in edler Begeisterung. Ein trefflicher deutscher Schriftsteller schreibt, dass unser Leben ein ewiges Verbluten sein würde, wenn nicht die Dichtkunst wäre. „Sie gewährt uns, heisst es, was uns die Natur versagt; eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück, und ewige Jugend." Fürwahr, mächtiger ist das Ideale als die nüchterne Alltäglichkeit.

Der echte wahre Dichter gehorcht einem mächtigen inneren Drange und verleiht seinem Empfinden und Sehnen, seiner Überzeugung und seinem Hoffen Worte und Reime, weil er nicht anders kann. An ihn treten die alten und stets neuen Probleme des Daseins zur Erwägung heran; es bieten sich ihm die ewig unergründlichen, aber immer reizvollen Rätsel des Lebens. Ihn freuen und erheben die Wunder der Natur, die Schönheiten der Kunst, die Meisterwerke menschlicher Erfindungsgabe. Er erhebt begeistert den schäumenden Krug oder das lichtfunkelnde Glas und küsst in seligem Wonnegefühl die schwellenden Purpurlippen der Geliebten. Sein Lied preist in stolzem Schwunge die Grosstaten des Edelmutes und der Opferfreudigkeit, der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe, wettert und weint über das Unglück, die Schmach des Vaterlandes, das Elend der Menschen, unh schmückt mit dauerndem Kranze den Sarg des Helden.

Der Dichter wägt auf der schwanken Wage seines Empfindens die Urteile der Menge und verkündigt seine Meinung, gleichgiltig ob ihm nun ein „Hosianna" oder das „Kreuziget ihn" entgegen schalle. Zwar wird ihm für seine mit Herzblut und Geistessaft geschriebenen, aus tiefeigenstem Wesen hervorgegangenen Worte und Verse und Strophen selten irdisches Gut zuteil, aber als Entschädigung für Gold und Silber fällt auf ihn ein Abglanz überirdischer Hoheit und stempelt ihn zu dem Auserwählten. Ob seine Ruhestätte später keine Marmorbüste schmücke, keine Erztafel seinen Namen verewige oder von seinen Werken rede, seine

Gedanken, seine Mahnungen, sein Lob und sein Tadel harren aus und werden weiter getragen auf den Flügeln der Jahre. Ist auch der musengeküsste Mund verstummt, das in dichterischer Verzückung erstrahlende Auge des Poeten im Tode gebrochen, seine Stimme verhallt, so redet er dennoch in eindringlicher Sprache zur Mitwelt und nicht minder zu kommenden Geschlechtern.

Nach dem schönen Worte Follens:

„Wenn die Saiten längst zersprungen,
Lebt das Lied auf allen Zungen,
Lebt unsterblich im Gemüt.
Nur des Lebens Licht verdunkelt,
Doch der Stern der Liebe funkelt,
Bis im Lichtmeer er verglüht."

Bis in die neuere Zeit hinein aber hat man sich darin gefallen, Amerika als unfruchtbaren Boden für poetische Bestrebungen zu schildern, als ein Land gleichsam, dessen Luft sich wie Mehltau auf dichterisches Empfinden und künstlerisches Schaffen lege. Selbst nachdem die Dichtungen eines Bryant, eines Poe, eines Whittier, eines Longfellow, eines Holmes Zeugnis ablegten von der Schaffensfreudigkeit und Schaffenstüchtigkeit angloamerikanischer Poeten, blieb eine Geringschätzung der Versuche von Deutschamerikanern auf dichterischem Gebiete vorherrschend. Wiederholt bezeugen das die literarischen Besprechungen und Urteile aus deutschländischen Kreisen. Noch immer werden die Verse Geroks angeführt:

„Amerika, dich konnt' ich nie recht lieben,
So prahlend sich dein Sternenbanner bläht,
Darunter meist ein Krämervolk sich dreht
Ums gold'ne Kalb, dem Mammon ganz verschrieben.
Der Urwald sank vor seiner Äxte Hieben,
Mit stolzen Städten ward dein Strand besä't,
Doch ward die Poesie erst weggemäht
Und herzlos erst des Urwalds Sohn vertrieben."

Ist das durchaus wahr und gerechtfertigt? Nein und abermals nein! Freilich hatte der Pionier, abgesehen von Ausnahmefällen, Ansprüchen zu genügen, die ihm Musse karg zumassen. Sein war das Los schwieliger Hände und körperlicher Abspannung. Im Schweisse des Angesichtes musste er fröhnen, um den jungfräulichen Boden dieses Landes urbar zu machen, und sich die Stätte zur Erbauung der Blockhütte zu sichern. Davon singt Freiligrath:

„Mit nerv'ger Faust und weh'nden Haaren,
Mit Hacke, Spaten und Gewehr,
So ist sie kühn hinausgezogen,
Die deutsche Arbeit, übers Meer.

Sie hat ihr Werkzeug wohl geschwungen,
Kein Hemmnis schreckte sie zurück,
Froh schaffend hat sie sich errungen
Das Bürgerrecht der Republik."

Ebenso wahr ist auch die Schlussstrophe:

„Wer aber, als sie zog ins Weite,
Zog mit ihr übers Meer hinaus,
Wer gab ihr fröhlich das Geleite?
Wer half ihr bau'n das neue Haus?
Wer stand ihr bei in Lieb und Treue,
Dass, was sie schaffte, wohl geriet?
Wer gab der deutschen Kraft die Weihe
Jenseits des Meers? Das deutsche Lied."

Die verschiedenartigen Äusserungen deutschen Gemütslebens versüssten und adelten die Mühen und Sorgen des Aufenthaltes und der Sesshaftmachung im neuerworbenen Heim, das Mitgebrachte führte naturgemäss zu Neuschöpfungen und so entstand eine deutschamerikanische Dichtung.

Freilich hat das Deutschtum Amerikas weder einen Schiller, noch einen Goethe, weder einen Lessing noch einen Heine zu eigen, ebensowenig wie sich die angloamerikanische Poesie schon eines Shakespeare, eines Milton, eines Byron rühmen kann. Es ist leicht genug zu behaupten, dass aus deutschamerikanischen Kreisen nichts Hervorragendes vorhanden sei und diese Behauptung durch Anführung einiger Proben zu belegen: der Sache wird dadurch ein schlechter Dienst geleistet. Das nicht wegzuleugnende ehrliche dichterische Streben deutscher Männer und Frauen in Amerika verdient weit eher Aufmunterung und Anerkennung, als Spott und Achselzucken. Einer der Unsrigen, Max Hempel, sprach in einem Toast zur Schillerfeier:

„Es ist nicht alles Wein vom Rhein,
Den die durstige Kehle hinunterschlingt,
Es kann nicht jeder ein Schiller sein,
In dem der Quell der Dichtung springt.
Nicht jeder Glanz ist Sonnenschein,
Es gibt auch kleinere Lichter,
In unser Herz leuchten sie alle hinein,
Des deutschen Volkes Dichter.

Auch hier in diesem Lande gedeiht
Das Singen und Sagen aus Dichtermund,
Es weckt ein Echo von Glück und Leid
Und gibt uns von Liebe und Heimat Kund',

Drum werd' auch ihm der Ehre Preis!
Es trotze noch lang der Vernichtung
Und blühe — das amerikanische Reis
Am Baume der deutschen Dichtung."

Des öfteren ist der deutschamerikanischen Poesie der Vorwurf gemacht worden, es fehle ihr jeglicher unterscheidende Charakter. Es ist schwer zu begreifen, welche Eigenartigkeit die also urteilenden Kritiker erwarten.

Die verschiedensten Gattungen der gebundenen Rede sind vertreten, lyrisch, episch, dramatisch und didaktisch. Es findet sich das schlichte Lied und die schwungvolle Ode, die Ballade, wie das Sonett, die Tenzone und das Madrigal, Glosse und Spruchdichtung, neben dem Ernste der Humor und die Mundart. Und was die Themata anbetrifft, lässt dieses grosse Land, welches sich von den Küsten Maines bis zum „Goldenen Tore" Californiens, von den Orangenhainen Floridas bis zur majestätischen Kette der nördlichen Seen erstreckt, welches einzig in der Art dastehende Wunder der Natur und unvergleichliche Denkmäler menschlicher Ausdauer und menschlichen Tuns besitzt, welches gleich eigenartig und merkwürdig in historischer, in geographischer, in politischer, in sozialer Beziehung ist, den Dichter nicht um Stoffe und Bilder verlegen sein. Alles was Menschenherz durchbebt und erhebt, die geheimsten Regungen der menschlichen Psyche, das was

„Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt bei der Nacht"

weckt des Sanges Lust hier wie drüben. Aber welche Fülle von Anregungen! Die majestätische Bucht von New York mit der weitausschauenden Statue der welterleuchtenden Freiheit, der stattliche Hudson und der schöne Ohiofluss, die Magnolienhaine des Südens, der Golf mit dem sich ihm vermischenden Riesenstrome, dessen Bett eine Wasserwüste anderer Ströme mit sich führt, die Höhlenwunder Virginiens und Kentuckys, der unvergleichliche Niagarafall, die endlos sich dehnenden Prärien, die mannigfaltigen Überraschungen der Felsengebirge und der Küste des stillen Meeres, alles das kann sich in den Schöpfungen unserer Dichter wiederspiegeln und ist von ihnen zum Vorwurf genommen worden.

„Es ist dir viel zu teil geworden,
Mein herrlich Land Amerika,
Dein Adler zieht vom eis'gen Norden
Zum sonnbeglänzten Florida,
Dein sternbesä'tes Banner wehet
Von Maine bis fern am „goldnen Tor,"
Wo düster noch der Urwald stehet
Und wo die Palme ragt empor."

So klingt es von der Pracht und der Macht des ganzen Landes. Die Eigenart einzelner Gegenden ist oft genug das Thema des ansässigen oder auf Besuch weilenden Dichters gewesen. Theodor Kirchhoff schildert den Staat, der ihm die neue Heimat wurde, in begeisterten Worten wie folgt:

„Welche zaubervollen Bilder
Hat geschaut mein trunk'nes Auge,
California, du Schönste
In Columbias stolzem Bunde,
Wenn, dein weites Reich durchwandernd,
Zögernd oft am Pfad ich weilte!
Deine königlichen Täler,
Mit den Eichen drin zerstreut,
Wie ein Parkland anzusehen;
Deine üpp'gen Felder, endlos,
Mit der Halme gelben Wogen;
Deine sonn'gen Weingelände,
Mit der Traube süssem Segen;
Deine dunkelgrünen Haine,
Wo die Goldorangen leuchten.
Uns'rer Erde hehres Wunder
Nennt man in entleg'nen Zonen
Jene felsumbaute Talschlucht,
Wo die donnernden Kaskaden
Wie vom Himmel niederstürmen;
Jene ernsten Mammutbäume,
Riesensäulen in dem Urwald,
Die der Menschheit Wiege schauten.
Herrlich dehnt sich deines Himmels
Blaue Wölbung über Täler,
Hochgebirge, Wald und Seen,
Drauf Italias Sonne leuchtet.
Wahrlich! Wie kein Land der Erde
Schmückte dich die Hand des Schöpfers."

Unter dem Tafelfelsen, angesichts des überwältigend-gossartigen Niagara schrieb vor mehr als fünfzig Jahren Kaspar Butz:

„Vom Felsen sickert es tropfenweis
In langsam einförmigem Takt,
Nun vor mir schäumt er, wie siedendheiss,
Der tobende Katarakt —
Hoch oben die ragende Felsenwand
Ein Baldachin für das Haupt."

Neuerer Zeit entstammt eine gedankenvolle Schilderung desselben Naturwunders. Otto Wichers von Gogh besingt den Pfingsten am Niagara folgendermassen:

„Brausend wälzt die Wogenmasse sich von einem See zum andern.
Grollend muss der Strom in Fesseln seine Schicksalsbahn durchwandern.

Unheil kündend flatternMöven; gurgelnd tönt's vom Grund wie Stöhnen;
Angstgepeitscht die Wellen rollen, dass die Ufer rings erdröhnen.

Rastlos treibt es den Giganten seinem jähen Fall entgegen;
Tropfen sprüh'n um seine Schläfen funkelnd wie Demantenregen.

Wie im letzten Krampfe wölbt sich hoch die Brust des Todgeweihten;
Schäumend stürzt der Fluss hinunter in den Schlund der Ewigkeiten.

Ein Koloss wird hier zerschmettert, doch der Riese trotzt Gewalten,
Welche wirbelnd, stürmend jagen über ihm wie Spukgestalten.

Schnaubend, brodelnd, zischend hallt es dumpf herauf aus dunklem Kessel,
Gellend donnert's durch die Brandung: „Frei bin ich der Sklavenfessel!"

Siegreich steigt er aus dem Grabe, schüttelt seine nassen Locken;
Zu den Wolken fliegt die Lohe, hoch auf stieben Wasserflocken.

Jubilierend durch den Äther die krystall'nen Tropfen dringen,
Die in jauchzenden Akkorden: „Heil dir, Niagara!" singen.

Über Felsgeröll und Schluchten schallt die Botschaft ew'gen Lebens:
Dass im Angesicht des Todes Heldenmut ringt nicht vergebens.

Unaufhaltsam und gewaltig ist der Strom zum Meer geflossen.
Auf der Niagara-Landschaft liegt der Pfingstgeist ausgegossen.

Den, der Sage nach unermesslich tiefen, geheimnisvollen „Devils Lake" Wisconsins beschreibt Otto Soubron in anschaulicher Weise in den Strophen:

„Starre Felsen ragen trotzig
Um den See, den schwarzen, stillen,
Der wie ein gebroch'nes Auge —
Leblos, kalt und unergründlich —
Blickt verglast empor zum Himmel.

Still, verödet ist die Gegend,
Nur mit trägem Flügelschlage
Über'm Abgrund kreist der Adler,
Und die Brut der Schlange nistet
Unten in den Felsenspalten."

Die Schönheit Floridas, „in dem sonnenwarmen Klima, in der milden, lauen Luft, hochgewürzt mit Föhrenbalsam und Orangenblütenduft", begeistert Frank Siller, und der gefeierte Konrad Krez schildert „Little Rock":

„Wo, wie aus einem Tore von Smaragd
Ein Strom von Silber, der Arkansas, aus
Waldreichen Hügeln in das flache Land
Hinunterströmt, krönst du den Schieferstein,
Der von den Felsen seines langen Laufs
Der letzte ist, den seine Flut bespült."

Gewiss, offenes Auge und warmes Empfinden haben die deutschen Dichter dieses Landes für seine Eigenart, seine Grossartigkeit und seine Schönheiten gehabt. Nicht minder ist dieses der Fall in bezug auf Amerikas Gestalten in Sage und Geschichte. Die Überlieferungen der verschiedenen Indianerstämme, die Sagen und Legenden der Pottowatomies, der Irokesen, der Delawares, der Chippewas, der Wyandots, der Dacotas, der Ottawas und anderer, die teils rührenden, teils grauenerregenden Erzählungen vom weissen Nachen des Niagarastromes, von der Maid der Mississippifälle, vom Kampfe der Halbgötter im Oregontale, vom Maiden Rock, sind in englischer wie nicht minder in deutscher Fassung nacherzählt worden, ohne den ursprünglichen Reiz zu verlieren.

Genau so verhält es sich mit historischen Personen und geschichtlichen Ereignissen. Der Vikingerzug über das atlantische Meer ist von dem Engländer Montgomery und dem Angloamerikaner Lowell dichterisch verwertet worden, aber auch die deutschamerikanische Poesie feiert die Nordlandsrecken und kündet den Ruhm des Schmieds vom Rheine, der am diesseitigen Gestade Trauben entdeckte. Das Märchen vom Jungbrunnen, der Zauberquelle, die dem Alternden die Jugend wiedergeben könne, sehr ansprechend von Butterworth in englischen Versen bearbeitet, hat die denkbar beste Verkörperung in dem gedankenreichen, sprach- und formvollendeten Gedichte „Ponce de Leon' von Kara Giorg gefunden.

Dieser hat auch den Heldenmut einer Deutschamerikanerin, der Frau eines Kanoniers, welche in der Schlacht bei Monmouth nach der Verwundung ihres Mannes dessen Posten am Geschütze einnahm und die zagenden Mitkämpfer durch ihr Beispiel anfeuerte in der Ballade "Moll Pitcher" wirksamer geschildert, als es Collins in dem englischen Gedichte "Mollie Maguire at Monmouth" vermochte, wie auch Charltons "The Death of Jasper" weit hinter des deutschamerikanischen Dichters Verherrlichung des Helden von Fort Moultrie zurücksteht. Der amerikanische Maler und Dichter Thomas Buchanan Read verdient hohes Lob für sein packendes Gedicht „The Revolutionary Rising", in dem er erzählt, wie der deutsche Prediger der Gemeinde in Woodstock auf der

Kanzel den Talar mit dem Waffenrock vertauschte und seine Zuhörer zur Teilnahme an dem Befreiungskampfe einlud. Wilhelm Müllers deutsche Ballade „Mühlenberg" ist der englischen vollkommen ebenbürtig. Nur eine Voreingenommenheit kann absprechend über die Dichtungen in deutscher Sprache, welche das blutige Ringen der Bauern im Mohowktale und den Siegertod Herkheimers besingen, urteilen und der, dieselben Begebenheiten feiernden englischen Strophen Helmers rühmend gedenken.

Die würdige Gestalt des Patriarchen von Germantown, Pastorius, von Whittier im Gegensatz zu den Pilgervätern des Nordens als „Pilger einer mildern Flur und sanftern Sinns" in englischen Dreizeilern gepriesen, tritt nicht minder sympathisch berührend in den Vordergrund, wenn Müller ausruft:

„Das war ein Mann von echtem Schlage,
Voll Mut sprach er ein hohes Wort,
Es klingt bis in die spätsten Tage
In allen edlen Herzen fort.
Die neue Welt schloss ihre Pforten
Den Armen und Bedrückten auf,
Da zogen bald von allen Orten
Die Pilger übers Meer zuhauf,
Die finstrer Glaubenshass vertrieben
Vom trauten Herd am Heimatland,
Die aus dem Kreise ihrer Lieben
Der Herrscher Machtgebot verbannt;
Sie lenkten durch die Wasserwüste
Voll Sehnsucht ihrer Schiffe Kiel
Und fanden an Columbiens Küstè
Im fernen Westen ein Asyl.
Und jedem freien Siedler lohnte
Der reiche Boden seinen Fleiss.
Im neuen Heim, das er bewohnte,
Genoss er seiner Arbeit Preis.
Nur einem der geladnen Gäste,
Der Wüstensonne dunklem Sohn,
Dem gönnt man keinen Raum beim Feste,
Dem winkt für schweres Müh'n kein Lohn.

* * *

Da ruft der Mann vom deutschen Maine:
„Ihr Freunde, das führt nicht zum Heil!
Wo jeder froh geniesst das Seine,
Gebührt dem Schwarzen auch sein Teil."

„Der Himmel schuf ihn nicht zum Knechte,
Noch ward euch Herrschermacht verliehn.
Der Menschheit heil'ge, ew'ge Rechte,
Vernehmt's — ich fordere sie für ihn!"

Es sollte noch anderthalb Jahrhunderte dauern, ehe die Sklavenketten fielen. Noch bedurfte es der Opfer, die ihr Mene Tekel mit dem Leben bezahlen mussten. „Einem Toten zum Gedächtnis" schrieb am 1. Dezember 1861 Eduard Dorsch:

„Wenn auf der Alpen überschneiten Höh'n
Der Wand'rer schreitet mit bestürzter Miene,
Da braucht es nicht das Donnerwort des Flöhn',
Vom leisen Schlaf zu wecken die Lawine;
Das Glöckchen eines Saumtiers ist genug,
Der Hungerschrei des Geiers oder Raben, —
Die erste Flocke reisst sich los im Flug,
Schneemassen folgen, Städte sind begraben.

Der Becher ist gefüllt; ein Tropfen mehr,
Und ungeduldig wird er überschäumen;
Ein Rosenblatt ist eine Last zu schwer
Fürs Volk, das müd', und es vergisst zu träumen.
Nur einen Anstoss braucht's, um tausend Weh'n
Der Opfer ihren Henkern zu vergelten, —
Nur eine Scholle, um darauf zu steh'n,
Und aus den Angeln hebt der Weise Welten.

John Brown, Du warst das Glöckchen, das erklang,
Du warst der Rabe, der verscheidend hauchte,
Du warst die Flocke, welche los sich rang,
Du warst die Scholle, die das Schicksal brauchte.
Hernieder auf das Haupt der Sklaverei,
Von dir geweckt, jetzt donnert die Lawine,
Zermalmend stürmet sie zum Tal und frei,
Schwirrt auf der Drohnen Grab die Arbeitsbiene."

Brown von Ossowattomie, der tollkühne Held von Harpers Ferry, verdient das Lob des Dichters, in welcher Zunge es auch erklinge, aber auch die kleine Schar, welche im ungleichen Kampfe gegen die Übermacht des Kapitals unterlag und den Versuch einer Befreiung aus sozialer Sklaverei am Galgen büsste, gebührt neben der Ehrung, welche ihr Tucker angedeihen lässt in den Worten:

"They never fail who die
In a great cause: the block may soak their gore;
Their heads may sodden in the sun; their limbs

Be strung to city gates and castle walls —
But still their spirit walks abroad."

voll und ganz die Strophe Bechtolds:

„So werden auch noch viele Helden fallen,
Die sich gewagt aus schützendem Asyl,
Und unentwegt der Wahrheit Bahnen wallen
Zum Blutgerüst statt zum ersehnten Ziel."

Was wäre die Poesie ohne ein verständnisvolles, liebendes Erfassen der durch die Vorgänge und Erscheinungen im All bedingten Stimmungen. Engländer wie Amerikaner haben dem lebendigen Naturgefühl beredten und deutereichen Ausdruck in gebundener und ungebundener Sprache gegeben, selbstverständlich ist auch der Deutsche nicht zurückgeblieben. Der Wechsel der Jahreszeiten, das Kommen und Gehen der Monate, das Erwachen und Absterben in der Schöpfung, die Tage der Aussaat und die der Ernte, ihre Schönheiten, ihre Eigenart, ihre Lehren spiegeln sich in deutschamerikanischen Dichtungen. Emerson beschreibt die unbegreiflich klaren, milden letzten Sommertage, „wo in der Welt eine Heiligkeit ist, die unsere Religionen überstrahlt und eine Kraft der Wirklichkeit, vor der das Heldentum zusammenschwindet." Von ähnlicher Auffassung zeugen die Verse „Indianersommer" von Schmitt:

„Der Sonnenball, der dort im Westen flammt,
Beschliesst des Tages Hohepriesteramt,
Als Opferwolke glüht die Abendröte;
Wie segnend breitet über das Gefild
Ein goldner Schein die Hände ernst und mild.
Noch einmal wirft das rote Sonnenherz
Den Liebeskuss zur Erde niederwärts.
Es ist, ols ob es in des Scheidens Schmerz
Den letzten Abschiedskuss den Fluren böte."

Ein anderer Dichter, Gieseler, schlägt mehr den Ton der Wehmut an und gedenkt des Scheidens, von dem Oktobertage künden. Seine Zeilen lauten:

„Allüberall in der Natur
Ein traumumfangnes Trauern;
Zuweilen durch die Wipfel nur
Zieht's wie ein fröstelnd Schauern;
Dann rieselt leise es herab
Gleich wie ein linder Regen:
Das sind die Blätter, die ins Grab
Sich sommermüde legen.

Ob heut noch einmal Sommerpracht
Den stillen Wald durchzittert —

Schon morgen wird von Sturmes Macht
Vernichtend er umwittert."

Dass das Fest der Liebe, das Weihnachtsfest mit dem schimmernden Lichterbaume und den Gaben, welche die Zweige niederziehen, die hohe Zeit, welche die grossen und kleinen Freuden bringt, ohne die kein Menschenleben verläuft, immer und immer wiederkehrt in der deutsch-amerikanischen Poesie, ist leicht begreiflich. Der Winter mit seinen Flocken und seinem Eiseshauche mahnt aber schon wieder an Auferstehung, an Erlösung, an neues Leben. So heisst es bei Hempel in dem Gedichte „In Eisesnöten":

„Alte Linde, du mein Retter
Von des Sommers Feuersluft,
Längst verweht sind deine Blätter
Und dein süsser Blütenduft.
Regenschauer, Fröste sandte
Uns der Norden über Nacht,
König Winter herrscht im Lande
Und du prangst in fremder Pracht.

Dein Gezweig, das blätterleere,
Selbst das allerkleinste Reis,
Hält umsponnen eine schwere
Diamantne Kruste Eis.
Deine Glieder, unter Qualen
Stöhnen, von der Last gepresst,
Tausend Sonnenfunken strahlen
In dem gläsernen Geäst.

Traget furchtlos das krystallen
Winterliche Prachtgewand,
Herz und Linde, es muss fallen,
Zieht der Frühling in das Land.
Neue Knospen, alte Linde,
Sprossen dir im Märzenhauch,
Armes Menschenherz, o finde
Der Erlösung Frühling auch!"

Und es schmilzt das Eis, es schwindet der Schnee, der Winter vergeht, es hebt sich die Scholle, an Zweigen und Aesten brechen Knospen hervor, ans Licht kriecht der Käfer, der Wurm empfindet von neuem sein Dasein, im lauen Sonnenstrahle zittert und blitzt es von metallisch-flimmernden Lebewesen. Da erwacht auch die Schöpferlust und die Muse weiht die empfindsame Dichterseele. In einem solchen Augenblick hat Hedwig Vogel in Californien ein Gedicht „Ostern" in Worte gekleidet:

„Die wilden Tauben hör' ich wieder girren,
Und blau verschleiert träumt das stille Meer,
Ich sah die Kolibris um Blumen schwirren,
Der alte Pfirsichbaum ist blütenschwer.

Zum Neste trägt die Schwalbe weisse Flocken,
Der Fliederbaum steht wieder grün belaubt,
Den Elfen läuten wilder Blumen Glocken,
Die Mandelbäume sind mit Gold bestaubt.

In allen Landen will der Lenz erwachen,
Und auf dem stillen, waldumsäumten See
Schwankt keck bewimpelt schon ein leichter Nachen,
Erklingt ein Lied von Liebeslust und Weh.

Im Flur und Hain ein selig Auferstehen,
Vom Bann erlöst, wird auch das Herze frei;
Lass mich den Frühling dir im Auge sehen,
Und herrlich wieder blüht auch mir der Mai."

Auch die amerikanische Flora und Fauna hat die Aufmerksamkeit hiesiger deutscher Dichter erregt und sie zu poetischem Schaffen getrieben. Der Kolibri, der Leuchtkäfer, die Rotbrust, die Hüttensänger, die Schwarzamsel, die Spottdrossel, der Mais, die Baumwollstaude, die Rebe, allen zum Lobe ist hier schon deutsches Wort im Verse erklungen. Eine Perle ist Thomanns „Gutedel" zu nennen, im Weinlande der pazifischen Küste entstanden. Der Dichter fragt:

„Wie nennt ihr die liebliche Traube hier?
Wie nennt ihr den Wein, den wilden?"

Ihm wird die Antwort:

„Gutedel; aus Deutschland holten wir
Ihn einst nach Sonomas Gefilden."

Und dem von Longfellow besungenen Ohiowein spendete Dr. Bauer gleich feurige Anerkennung in dem „Herbstlied 1853":

„Wie der Wein so reich und süss
Heuer ist geraten!
Will er uns das Paradies
Auf die Erde laden?
Des Ohio Hügelwand
Speiet süsse Lava;
Bist du dem Vulkan verwandt,
Funkelnder Catawba?"

Die Fülle des hiesigen Traubensaftes zeitigte und zeitigt noch jetzt zahllose begeisterte Dithyramben. Eines der besten Trinklieder Rattermanns schliesst mit den Zeilen:

„Drum muss der letzte Tropfen auch
Verschwinden aus dem Glas!
Stosst an, trinkt aus, nach altem Brauch,
Das gottbescherte Nass!
So lange noch die Rebe blüht,
Soll unser Wahlspruch sein:
Die Liebe hold, das frohe Lied,
Der gold'ne, süsse Wein,
Sie leben im Verein!"

Der Dreiklang Lieb', Lied und Labe; in immer neuen Wendungen ist ihm gehuldigt, seine Allmacht zugestanden, sein Walten erfleht worden. Die selbstlose, reine Liebe zur unschuldsvollen Mädchenschönheit veranlasst Robert Reitzel zu den rührenden Versen, welche das tragische Geschick der von ihm Besungenen andeuten:

„Ich denke dein wie einer Blume,
Die in der Knospe ich belauschte,
Wie eines hohen Himmelsliedes,
Das sanft durch meine Seele rauschte.
Ich denke dein, wie eines Sternes,
Des Strahlen ich in mich gezogen,
Es kam der Sturm, — ein letztes Leuchten —
Und dann verschlangen ihn die Wogen."

Die Erfüllung des Liebeswerbens, das Glück eines kosigen Heims und eines innigen Familienlebens, dann aber auch das herzzerreissende „Scheiden vom Liebsten, was man hat", ist Mittelpunkt des folgenden Gedichtes von Bernhard Bettmann:

„Es war ein Traum: Die Ros' in deinem Haar
Erglühte, als ich selig bei dir stand;
Du reichtest lächelnd mir die Blume dar,
Ich küsste sie, ich küsste deine Hand
Und riss dich an mein Herz; o Augenblick,
So reich an reinem, süssem, vollem Glück.
Es war ein Traum, ich weiss es wohl, und doch,
Es war so schön, ich wollt', ich träumte noch.

Es war ein Traum: ich sah ein kleines Haus,
Versteckt im Grün in friedlich stiller Ruh,
Das Kind auf deinem Arm tratst du heraus
Und winktest mir von fern schon Grüsse zu
Und jauchzend hängt der Knabe sich an mich;
Ich hob ihn auf und herzte ihn und dich.
Es war ein Traum, ich weiss es wohl, und doch,
Es war so schön, ich wollt', ich träumte noch.

Auf stillem Friedhof steh' ich nun allein,
Das Herz so schwer, das einst so froh und leicht,
Und deinen Namen les' ich auf dem Stein.
Ich ruf' ihn laut, doch selbst das Echo schweigt.
Da berg' am Stein ich weinend mein Gesicht
Und ruf' dich wieder, doch du hörst mich nicht.
Vereinsamt steh' ich hier im Weltenraum,
Allein, allein, o wär' es nur ein Traum."

Dass nur zu oft, wie das alte Epos schon kündet, Liebe Leid bringt, deutet Franz Pauly in dem Vierzeiler an:

„Eine Rose trug sie in blühender Pracht
An ihrer Brust in jener Nacht;
Auf ihrem Lager im Morgenrot,
Da lag die Rose welk und tot."

Deutsche Sprache, deutsches Lied! Wo wären Deutsche zusammengekommen in trüber und heiterer Zeit, im festlichen Prunksaale und im traulichsten Vereinszimmer, zu zweien und dreien oder in achtunggebietender Volksversammlung, dass sich die Anhänglichkeit an die Muttersprache nicht bemerkbar gemacht hätte. Die Achtung und Wertschätzung des Guten, die Überzeugung, dass die deutschen Laute ein Hort und ein Heiligtum, ein Schutz und ein Schild für das Beste und Bedeutungsvolle des germanischen Wesens und Wollens sein müssen, fordernd das unumstössliche Recht, empfehlend das Edle und das Hehre, solcher Art ist der Grundton von tausenden von Zeilen, teils kurz, schlicht und bündig, teils gewaltig, volltönend und zur Abwehr bereit. Die Vorzüge der deutschen Sprache kennzeichnet Grebners Gedicht:

Schön seist du nicht?
Er hat wohl nie gesungen, nie zu Orgelklang
Im deutschen Dom gehört den hehren Festgesang,
Der sagt, du seist nicht schön.

Mild seist du nicht?
Der Liebe Sprache kennt er nicht, Gekose leis
Ist fremd ihm; er sass nie in deutscher Freunde Kreis,
Der sagt, du seist nicht mild.

Stark seist du nicht?
Nie hört' er Manneswort, hat nie in wilder Schlacht
Gekämpft in deutschen Reih'n, kennt nicht des Kampfrufs Macht,
Der sagt, du seist nicht stark.

Gross seist du nicht?
Er weiss nicht, wie im fernen Land das helle Licht

Des Geistes mit der deutschen Sprach' durchs Dunkel bricht,
Der sagt, du seist nicht gross.
Bist alles ja!
Des Mannes Wort, der Liebe Flüstern, Schlachtenruf,
Gesang und Rede — wo die Sprach', die solches schuf?
Es ist die deutsche nur."

Von der Allmacht des deutschen Liedes aber heisst es in einem Sängergrusse von Nies:

„Durch des Urwalds Nacht, durch der Prairie Ried
Erklingt es aus tausend Kehlen —
Sei gegrüsst unser Lied, unser deutsches Lied,
Du Gluthauch lichtspendender Seelen!" —

Es wird nicht selten mit einem gewissen Stolze darauf hingewiesen, wie viele Namen sich auf einer Liste deutschamerikanischer Dichter befinden. „Deutsch in Amerika", eine Anthologie, vor einem Jahrzehnt in Chicago herausgegeben, erwähnt über 300 Männer und Frauen als mehr oder weniger erfolgreich im Dienste der Muse. Leider fehlt es immer noch an einer kritischen Zusammenstellung des Besseren, was hier geschaffen worden ist, und dessen ist überreichlich vorhanden. Freilich sehr zerstreut neben dem, was das vorher erwähnte Buch, der 1856 erschienene „Deutschamerikanische Dichterwald", die beiden von Steiger publizierten Büchelchen „Heimatgrüsse" und „Dornrosen", vornehmlich aber die Bände des als Fundgrube deutschamerikanischer Literatur nicht hoch genug zu schätzenden „Deutscher Pionier", und „Deutschamerikanisches Magazin", sowie die leider viel zu früh eingegangene „Deutschamerikanische Dichtung" bringen. Es wäre verdienstvoll, ein Bild des in der Poesie sich wiederspiegelnden Geisteslebens der Deutschen auf der westlichen Halbscheid zu entrollen. Pastorius, der Mann, welcher die erste Niederlassung der Deutschen auf diesseitigem Boden bewerkstelligte, würde uns als Bahnbrecher entgegentreten. Freilich mag die Jetztzeit wenig Geschmack an den Versen finden, in denen er die schmackhaften Früchte seines Gartens, die duftenden Blumen und die nützlichen Küchen- oder Arzneigewächse besingt. Dennoch können sie mit Ehren neben dem Schwulst eines Lohenstein, der Künstelei eines Hoffmannswaldau und der Nüchternheit eines Brockes, alle in jener Periode hochgeehrte Poeten Deutschlands, bestehen. Auch die Dichtungen der Siebentäger in Ephrata, überschwänglich und masslos in frömmelndem Pathos und in gesuchter Sentimentalität, und später die Gedichte einiger gelehrter Seelsorger sind nicht schlechter als manches gepriesene Erzeugnis des Mutterlandes. Kurz vor den zwanziger Jahren des letzten Säkulums begann der Strom der Auswanderung hierher abermals Männer zu tragen, deren Namen Glanz verbreiten. Als Repositorium der bald

sich mehrenden poetischen Arbeiten diente die im Jahre 1834 in Philadelphia ins Leben gerufene und lange unter gediegener Leitung fortgesetzte „Alte und neue Welt". „Die meisten der poetischen Ergüsse, sagt Rattermann, gehören der patriotischen Gattung an, das Streben nach Freiheit ist das Ideal derselben. Sie behandeln die unwürdigen Zustände im alten Vaterlande, denen die meisten der Dichter zum Opfer fielen." Aber, fügen wir hinzu, es klingt aus ihnen auch die Sehnsucht, das Heimweh und nicht selten bittere Anklagen des Schicksals. Bei aller Wertschätzung der Vorzüge dieses Landes vermag der Eingewanderte doch nicht das Land der Jugend, den Ort, wo seine Wiege stand, wo die Muttersprache süss ihm ans Ohr tönte, zu vergessen. Wilhelm Wagner verleiht dem Wunsche des Wiedersehens Ausdruck, wenn er dichtet:

„O heiliger Boden, sei mir stets gegrüsst,
Du Heimat, die mein Paradies umschliesst!
Auch in der fremden Welt denk ich an dich;
Und neigt dereinst des Lebens Sonne sich,
Dann Vater, lass dahin, dahin
Noch einmal mich diesseits der Urne ziehn."

Noch ergreifender heisst es in dem viel und mit Recht bewunderten Gedichte von Krez: „An mein Vaterland" zum Schlusse:

„Land meiner Väter, länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden, wie der deine,
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte dich an mich kein lebend Band,
So würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O würden jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum grössten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, o Vaterland."

Der Deutsche ist ein Vorkämpfer gewesen für echte Humanität, für das wahrhaft Grosse und Schöne, für die Loslösung von den Fesseln nativistischer und sektiererischerUnduldsamkeit, für dieHochhaltung reiner Lebensfreude und massvollen Lebensgenusses. Für ein „Grossamerika" hat er Gut und Blut eingesetzt, die Freiheit hat er im Liede verherrlicht, mit dem Schwerte verteidigt. Eines der schwungvollsten Lieder, die diesseits des Ozeans gesungen wurden, ist Schmitts „Sterne und Streifen":

„Im Morgenwind in der Sonne Gold
Der Freiheit heiliges Banner rollt;
Sein Rauschen tönt wie Adlerflug
Um Alpenhäupter im Siegeszug.
Es klingt wie Rauschen im Urwaldsdom,
Es klingt wie das Brausen im Felsenstrom,
Es klingt wie die Brandung am Klippenstrand
Von See zu See und von Land zu Land:
    Freiheit, Freiheit!

Wie die ewigen Sterne vom Himmelszelt
Herniedergrüssen zur träumenden Welt,
Wie im blauen Äther ihr Lied erglüht,
Erfreuend, erhebend das Menschengemüt,
So grüssen die Sterne des Banners, wenn hold
Es den staunenden Blicken der Völker entrollt,
So kündet ihr Anblick vom heiligen Hort
Dem Lande der Freien das herrliche Wort:
    Freiheit, Freiheit!

So zogen es voran einst der Väter Heer,
Als die Knechtschaft dräute und Fesseln schwer,
So hat es ermutigt die Kämpfer im Streit,
So hat es die Waffen der Krieger gefeit,
So hat es die heilige Lohe geschürt,
So hat es zum herrlichen Siege geführt,
So hat es gewährt ihnen köstlichen Lohn,
So hat es geheiligt die Union:
    Freiheit, Freiheit!

Und auch die Ereignisse im Mutterlande, seine Schicksale und seine Errungenschaften haben in der deutschamerikanischen Sphäre stets einen Nachhall gefunden und als Tribut der Anhänglichkeit Freudenklänge oder Trauerweisen geweckt. „Deutschland erwacht" singt 1870 Ernst Anton Zündt:

Blitze zucken, Funken sprühen,
Und es bebt die trunk'ne Luft;
Ein gewalt'ger Donner sprenget
Des Kyffhäusers dunkle Gruft.

Und der alte Barbarossa
Fährt vom langen Schlaf empor,
Blickt um sich, es strahlt die Sonne
Hell durchs offne Felsentor.

Millionen Stimmen rufen:
Tritt hervor ans Licht, o Held!
Sieh dein Volk, es steht vereinigt,
Stark wie keines in der Welt!"

Mit Stolz vermag der Sohn Germaniens seiner alten, nun so mächtig entwickelten Heimat zu gedenken: stolz aber kann Deutschland auch sein auf seine Kinder, die in der Ferne mit Liebe der Stätte ihrer Geburt sich erinnern. Den Ruhm des alten Vaterlandes hat der Ausgewanderte in jeder Weise hochgehalten, den seines Adoptivlandes der eingewanderte Deutsche gewahrt. Es ist, als seien die Worte des Perikles für die Deutschen geschrieben: „Wir haben von unserer Tatkraft grosse Beweise gegeben und sie wahrlich nicht unbezeugt gelassen. Freunde und Feinde, die wir gezwungen haben, unsere Verdienste anzuerkennen, und die ewigen Denkmale unserer Anwesenheit, die wir gestiftet, werden für und von uns zeugen immerdar". In diesem Sinne mag die Strophe eines nach draussen zurückgekehrten Pädagogen und Literaten, der hier vergeblich um den Erfolg warb, welcher drüben ihm wurde, dessen Kritik leider aber deutschamerikanischen Dichtern wenig Wohlwollen zeigte, diese Arbeit beschliessen:

„Nicht fremd mehr sind uns diese Auen,
Drauf wie im alten Vaterland
Die Sterne tröstend niederschauen,
Denn Heimat ward uns dieser Strand;
Wir haben Schweiss und Blut gegeben
Als Zeugen unsrer Lieb' und Treu,
Es kündet unser bess'res Streben:
Der Kern blieb alt, das Kleid ward neu."